

„Ich bin der Hellste der Blödis“

VON WIELAND FREUND

Der junge Stewart O'Nan kam eines Abends von der Arbeit nach Hause, stieg in den Keller und schrieb. Das war Mitte der Achtzigerjahre, und nichts zuvor hatte darauf hingedeutet, dass er Schriftsteller werden würde. O'Nan war Flugzeugingenieur (er hatte mit dem Space Shuttle zu tun), er hatte Trudy, seine Colleague, geheiratet, er hatte eine Familie gegründet und sich an die Arbeit gemacht. Zwar las er viel, aber querbeet: Horror und Science Fiction genauso wie die Schriftstellerin Eudora Welty. Er hat sich diese Zweifelhändigkeit lange bewahrt. „Der Tag der lebenden Leichen“, steht auf der Klappe seines Romans „Halloween“. „Die Geister dreier toter Teenager“, liest man dort dann weiter, „kehren aus dem Zwischenreich zurück“. Das klingt nach Stephen King, führt aber bloß unheimlich in die Irre. Denn der fantastische Twist dient als Mittel zum Zweck eines eher manischen als magischen Realismus, der jede noch so alltägliche Verdrängung ernst nimmt, jede scheinbar noch so beiläufige Begegnung, jeden scheinbar noch so belanglosen Dialog.

Die Wege der Toten durch Avon, Connecticut, jedenfalls, O'Nans Zuhause, lassen sich bei Google Earth Meter für Meter nachvollziehen. „Also komm, Freund, Fremder, Geliebter, Nachbar. Komm aus deinem behaglichen Zimmer mit dem Großbildfernseher, komm aus deinem warmen Haus in die kühle Nacht hinaus.“ Freund, Fremder, Geliebter, Nachbar, komm: Darum geht's wirklich – viel eher als um die kühle Nacht. O'Nan schreibt Gespenstergeschichten (wie „Halloween“) oder Gangstergeschichten (wie „Die Speed Queen“) nicht, um den Leuten auf die Schliche, sondern um ihnen nahe zu kommen. Und so ist auch sein jüngster Roman „Alle, alle lieben dich“ nur insoweit ein Thriller wie „Halloween“ eine Gespenstergeschichte ist. Auch diesmal wird das Genre in den Dienst der Figuren gestellt – und nicht umgekehrt, wie in der Trivialliteratur üblich. Zwar gibt es einen Fall – die 18-jährige Kim Larsen aus dem Städtchen Kingsville in Ohio verschwindet spurlos –, doch Stewart O'Nan interessiert sich beinahe ausschließlich für dessen Folgen. Wenn man so wolle, sagt er, sei „Alle, alle lieben dich“ ein „Anti-Thriller“. Eher als ein „Whodunit“ ist dieser Roman ein „Whoisit“.

Vor zehn Jahren hat Stewart O'Nan einen langen Essay mit dem Titel „Die verlorene Welt des Richard Yates“ geschrieben, der maßgeblich zur Renaissance dieses schonungslosen amerikanischen Realisten beitrug. Etwa auf dieselbe Zeit datiert seine Freundschaft mit Stephen King, dem E-begeisterten U-Literaten, der es am liebsten auch mit den kleinen Leuten hält. Zusammen schrieben die beiden das Baseball-Buch „Faithful“, die Chronik der schier unglaublichen Siegesserie der Boston Red Sox anno 2004. Danach fand sich O'Nan auf dem ungewohnten ersten Platz der „New York Times“-Bestsellerliste wieder. Warum er in Germany „huge“ sei, wird er in Amerika manchmal gefragt. Dann erklärt er geduldig das Wie und Warum des „Literarischen Quartetts“, das aus seinem Debutroman „Engel im Schnee“ einen „Spiegel“-Bestseller machte. Das Buch trug O'Nan einen nach William Faulkner benannten Preis und darüber hinaus einen Platz auf der berühmten Liste des Literaturmagazins „Granta“ ein, das 1996 „die besten jungen amerikanischen Schriftsteller“ kürte, darunter Jonathan Franzen und Jeffrey Eugenides, Tom Drury und Lorrie Moore. In diese Gesellschaft gehört Stewart O'Nan. Aber fühlt er sich dort auch heimisch?

Bescheiden,
selbstironisch,
unpräzise:
Eine Begegnung
mit dem
amerikanischen
Schriftsteller
Stewart O' Nan,
der munter
zwischen E- und
U-Literatur hin-
und herwechselt

„I'm one of the dumb guys“, sagt er halb im Scherz über die Hackordnung auf Amerikas Helikon. „Ich bin einer der Blödis, vielleicht der Hellste der Blödis.“ Was er damit auch sagen will, ist dies: Thomas Pynchon und die Metafiktion, die peinlichen Fragen nach der Erzählbarkeit der Welt, der Kult um den unzuverlässigen Erzähler, die geheime Sehnsucht nach dem maximalen Gesellschaftsroman und die gar nicht so geheimen Gesetze des Village, dazu all die Galeristen, Anwälte, Akademiker, Schauspieler und Schönheitschirurgen, die eine gewisse Sorte Roman (und, nebenbei, viele gute Romane) bevölkern – all das hat für ihn nie eine besondere Rolle gespielt. Und beherrscht er auch viele Formen, so treten sie doch immer bescheiden zurück. Im Vordergrund stehen die Menschen und in ihrem Angesicht hört man den Erzähler Stewart O'Nan oft nur flüstern – so als säße er ganz hinten in der Kirchenbank.

Statt von Promoventen, Journalisten und Wunderkindern erzählt O'Nan von Leuten, die Pick-up fahren und auf ein Häuschen sparen, pro Stunde bezahlt werden und noch nie in New York waren. „Ganz alltägliche Leute“ heißt einer seiner schönsten Romane (über ein Schwarzenviertel in seiner Heimatstadt Pittsburgh) und das ist Programm. Was er von seinen Lesern eigentlich erwarte, wird er bei einer Lesung gefragt.



In Deutschland beliebter als in Amerika: Stewart O'Nan ist als Autor immer Anwalt der kleinen Leute

Seine Antwort lautet: Aufmerksamkeit für die, die nicht um Aufmerksamkeit heischen. Aufmerksamkeit für Emily etwa, die gerade ihren Mann verloren hat und jetzt das gemeinsame Sommerhaus aufgeben soll (in „Abschied von Chautauqua“), oder Aufmerksamkeit für Patty, die die 28 Jahre währende Haft ihres Mannes zu Hause absitzt (in „Eine gute Ehefrau“). Den Emilys und Patts sieht Stewart O'Nan zu, sie stellt er auf die Probe und zeigt sie oft in höchster Not. „Wann gibst du auf?“, lautet die Ausgangsfrage vieler, vielleicht aller seiner Geschichten – so als suche ein Hamlet im Holzfällerhemd die Einbalküchen, Veranden, Supermärkte, Tankstellen und Highways mit seiner grässlichen Frage heim: das „wütende Geschick erdulden“ oder „sterben – schlafen – nichts weiter“?

O'Nan kann furchtbar melancholisch sein. In „Ganz alltägliche Leute“ tötet er seinen Fortinbras, den aufrechten Eugene, der zu Glaube, Liebe, Hoffnung gefunden hat, mit dem allerletzten Wort des Romans. „Songs for the Missing – Lieder für die Vermissten – heißt der neue Roman im Original. So könnte man jede O'Nan-Geschichte überschreiben. „Selbst den kleinsten Verlust“, heißt es über Emily in „Abschied von Chautauqua“, „fand sie unerträglich – ein in der Spülmaschine angeknacktes Glas, ein im Trockner eingegangener Pullover.“

Der fiktive Fall der Kim Larsen geht auf einen realen zurück: 1999 verschwand die 18-jährige Katie Poirier aus einer Tankstelle in Moon Lake, Minnesota. Eine Leserin schickte O'Nan damals einen Zeitungsausschnitt – Katties Familie, ihre Freunde und Nachbarn hatten, um auf den Fall aufmerksam zu machen, Schneengel gemacht – wie in O'Nans erstem Roman. Die Geschichte ließ O'Nan nicht los. „Ich habe den ersten Kunden vor mir gesehen, der, nachdem sie entführt worden war, in die hell erleuchtete Tankstelle tritt, und niemand ist da.“

O'Nan schrieb ein erstes Kapitel, aber er kam nicht weiter. Die Geschichte wollte nicht. Also vergrößerte er den Radius und wandte sich ihrem Schauplatz, der Kleinstadt, zu, denen, die die mittlerweile in Kim verwandelte Katie liebten, kannten, vermissen. Doch er wurde überrascht. O'Nan konstruiert keine Fabeln und Handlungsabläufe, er spinnt Beziehungsgeflechte und forscht seinen Geschichten, das heißt: ihren Akteuren, nach. Das Diagramm, das er für seinen historischen Roman „Sommer der Züge“ entwarf, enthält ausschließlich Namen und setzt mit allerlei Strichen, Sternchen und wild wuchernden Linien „James“ in Bezug zu „Mother“, „Jay“ oder „Diane“. Und ebenso, diesen entstehenden Linien folgend, traf er auf dem Weg vom Tatort, der Tankstelle, in die Stadt Emily, die Hauptfigur

aus „Abschied von Chautauqua“, die, aus einem ganz anderen Beziehungsuniversum kommend, seine Pläne durchkreuzte. „Also folgte ich ihr“, sagt O'Nan. Ein ganz anderer Roman entstand, in dem das Verschwinden einer jungen Frau zur Nebenhandlung wurde und sich eine ganz andere Familie in den Vordergrund drängte. O'Nans Computer ist voller Dateien, die „Anfang“ oder ähnlich heißen, Keimzellen, die auch für den Autor Überraschendes bergen. Schriftstellerkollegen sprechen viel über O'Nans ungeheure Produktivität – „Alle, alle lieben dich“ ist sein mittlerweile zwölfter Roman –, aber eigentlich ist das das ganze Geheimnis: Tag für Tag versetzt sich O'Nan in eine Welt, die unserer zum Verwechseln ähnelt, und folgt denen, die dort Tag für Tag klarkommen müssen. Von Inspiration, Qual und Selbstzweifel spricht O'Nan nicht. „Ich schreibe gern“, sagt er stattdessen. „Manchmal“, hat er schon vor Jahren gesagt, „gehe ich in meinen Geschichten verloren.“ O'Nan lässt sich treiben, seine unverbrüchliche Zuneigung weist ihm den Weg.

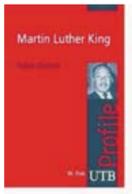
Er hat dabei, auf seine Art, durchaus etwas von einem Seelsorger. Indem er seinen Figuren folgt, kümmert er sich um sie und trägt für sie Sorge. Kein böses Wort etwa über Nina und J.P., die Freunde der verschwundenen Kim, die es in „Alle, alle lieben dich“ riskieren, die Ermittlung zu

verschleppen, weil sie eine Drogengeschichte zu verbergen haben. Kein böses Wort über eine, der nicht trauern kann und sich verschließt wie Kims kleine Schwester Lindsay. O'Nan ist auch nie ironisch. Dabei wäre es so leicht. Auch Kingsville, Ohio, ist miefig, aber O'Nan zitiert lieber das Schild an der Straße: „Ohio, The Heart of It all“. Er versteht Kims Mutter Fran, die einen medialen Kult um Kim inszeniert, bis das Gedenken für alle anderen zur lästigen, manchmal peinlichen Pflicht wird; er versteht Lindsay, die, von Schuldgefühlen geplagt, weiterleben muss und will. Er wird ihr so lange „folgen“, wie sie ihn braucht, durch all die langen, scheinbar ereignislosen Tage – oder so lange, wie wir brauchen, um die Hoffnung zu fassen zu kriegen, dieses unverwundliche Kraut, an dem die Sturmwinde des Zufalls, des Schicksals, des Verlusts und des unausweichlichen, unerträglichen Abschieds reißen. Niemand hat es je besser gesagt als Amy Bloom, die Schriftstellerin: „Stewart O'Nan“, hat sie geschrieben, „liebt uns, vergibt uns und sieht uns zu, wenn wir glauben, allein zu sein.“

Stewart O'Nan:
Alle, alle lieben dich.
A. d. Engl. von Thomas Gunkel.
Rowohlt, Reinbek. 433 S., 19,90 €.

Martin Luther King.

Von Tobias Dietrich.
UTB, Paderborn. 107 S., 9,90 €.



Ikone, Lichtgestalt, Schlüsselfigur des afroamerikanischen Kampfes um Gleichstellung – ganz ohne Pathos mag bis heute kaum ein Biograf von Martin Luther King auskommen. Und kann man von einer aktuellen King-Monografie denn überhaupt erwarten, dass sie die jüngste amerikanische Vergangenheit nicht zitiert? Yes, we can. Allerdings müsste man dann dieses Buch von Tobias Dietrich, der in Köln angloamerikanische Geschichte lehrt, enttäuscht zur Seite legen – und das wäre in mancher Hinsicht schade. Der Autor bezieht sich auf den Wahlkampf Barack Obamas, um die Aktualität von Martin Luther King, geboren vor 80 Jahren und vor 40 Jahren ermordet, herauszustellen: als Referenz, Symbolfigur und als Zitatendfundus. Natürlich nicht der Internet- und Medienwahlkampf, sondern der Einsatz von Martin Luther King – so eine engagiert vorgebrachte dieses Bandes – habe dem neuen US-Präsidenten den Weg gebnet. Eine weitere: Erst jene Kräfte, die Kings Einfluss innerhalb der Bürgerrechtsbewegung bewusst oder unbewusst einschränkten, hätten ihn zu einer so großen Handlungsbereitschaft motiviert. Möglich. In sieben Kapiteln stellt der Autor zudem die historische und politische Ausgangssituation, den Bezug zwischen Bürgerrechts- und Protestantismusbewegung, die Nachwirkung

und einige Weggefährten Kings vor. Er arbeitet nicht chronologisch, sondern entlang von thematischen Schwerpunkten; erkennbar zielt er auf eine differenzierte Bespiegelung des Rhetorikers und Predigers King ab, etwa in einer kontroversen Besprechung seiner berühmtesten Rede „I have a dream“. Zudem soll kritisch überprüft werden, inwiefern King die politischen und moralischen Ansprüche, die er erhob, auch für sein eigenes Leben als bindend betrachtete. All dies gelingt. Ein wenig bedauern wird mancher nur, dass die Abhandlung selbst noch innerhalb der einzelnen Kapitel einer wissenschaftlichen Sprache und Struktur den Vorrang vor einer weniger nüchternen, dramaturgischen und damit spannungsreichen Erzählweise gibt.

Heinrich von Kleist
Von Hans-Georg Schede.
Rowohlt, Reinbek. 160 S., 8,95 €.

Mit nur 34 Jahren schoss sich Heinrich von Kleist am Ufer des Wannsees in den Rachen. Der Literaturwissenschaftler und Historiker Hans-Georg Schede erinnert jetzt daran, wie er seine Zeit auf Erden verbrachte: produktiv und traurig. Ehrgeiz und mit Arroganz überspielte Selbstzweifel werden als zentrale Merkmale von Kleists Persönlichkeit beschrieben. In der „Kant-Krise“ verzweifelt er an der Erkenntnis, nicht alles rational durchdringen zu können. Finanzsorgen bestätigen ihn in seiner Selbst-

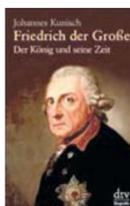


TASCHENBÜCHER DER WOCHE: BIOGRAFIEN

wahrnehmung als gescheiterte Existenz. Und in Bindungen gibt er sich nur, wenn sie ihm berechenbar vorkommen, wenn Ablehnung also von vornherein ausgeschlossen scheint: Nach dem frühen Tod seiner Eltern pflegt er die Freundschaft mit seiner Schwester Ulrike. Als Hauslehrer unterrichtet er am liebsten jüngere Frauen, die ihn bewundern. Seine ihm ergebene Verlobte („alles, was ich dachte, und tat, bezog ich auf ihn“) versucht er durch Aufsätze, Korrespondenzen und Bücher an seine Vorstellungen anzupassen – bis er das Eheversprechen selbst löst. Zugleich sehnt sich der Theoretiker nach Bodenständigkeit und Struktur, arbeitet eine Zeit als Landwirt und bittet noch im Jahr seines Freitodes um eine Wiederaufnahme in die Armee. Das wahre Leben liegt für Kleist trotz allem im reinen Denken: Sogar die kurze Zeit in französischer Gefangenschaft empfindet er nicht als Beschneidung, sondern als Öffnung neuer Denkräume. Auch seine Hauptfiguren erreichen, wie der Prinz von Homburg, ihre Ziele erst im Traum, als „innere, vorbewusste Wahrheiten“. Durch knappe, etwa halbseitige Interpretationen der wichtigsten Texte („Käthchen von Heilbronn“, „Der Zerbrochene Krug“) stützt sein Biograf diese Charakterstudie nach allen Seiten ab, verstrickt sich aber nicht in ein weitverzweigtes Spinnennetz aus interpretativen Betrachtungen. Schede, der sich überwiegend auf die Briefe Kleists bezieht, integriert seine Beobachtungen vielmehr flüssig in den Lebensverlauf des Dichters wie in einen Handlungsstrang.

Friedrich der Große.
Der König und seine Zeit.
Von Johannes Kunisch.
dtv, München. 624 S., 16,90 €.

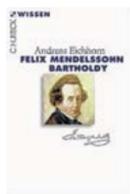
Von der Kartoffel bis zum Justizwesen – wer mit überzeugten Preußen zu tun hat, könnte gelegentlich auf die Idee kommen, dass es bis heute wenig zwischen Himmel und deutschem Erdreich zu entdecken gibt, das nicht irgendwie auch Friedrich dem Großen zu verdanken wäre. Der Autor dieser Biografie, der lange als Geschichtswissenschaftler in Köln unterrichtete, steht aber zum Glück weit über regionalen Befindlichkeiten. Auf der Basis seiner jahrzehntelangen Forschungen lässt er seinen Blick über die Grenzen Deutschlands hinaus schweifen und zeigt den Hohenzollern Friedrich als (einen) frühen Vater des europäischen Gedankens. Die großen, konsensuellen Linien der bereits vorliegenden Friedrich-Studien und -Essays ergänzt Kunisch um illustrierende Beschreibungen und subjektive Seitenwege – gemäß dem Berufsverständnis des Autors: „Das Leben als solches ist (...) keine Geschichte! Es wird dazu erst durch den Historiker.“ So hält er es denn auch: Biografische Fakten wie das Aufbegehren gegen den Vater, den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., die traumatisierende öffentliche Hinrichtung seines besten



Freundes Katte, der Einfall in Sachsen, die Bindung des Heeres, die Freundschaft mit Voltaire und die Förderung der Künste, die Schlichten um Schlesien und der Bayerische Erbfolgekrieg werden ergänzt um ein persönliches Epochenporträt und um die einflussreiche Charakterisierung Friedrichs als willensstark und kriegerisch, zugleich aber als weltmännisch und als ästhetisch gebildet. Im Fluss dieser schwergewichtigen Biografie reift vor den Augen des Lesers so ein widerborstiger, manchmal selbstgerechter, oft zweifelnder Teenager zu einem (flötespielenden, aufgeklärten) Mann heran, der zapackte, weil, jawoll, er es konnte. Fast unmerklich wandelt sich das bekannte, etwas angestaubte Bild des streng ondulierten Preußenkönigs zu dem einer zugänglichen und hochmodernen Persönlichkeit. Das müsste dieses Buch auch Bayern und Badenern viel mehr als nur erträglich machen.

Felix Mendelssohn Bartholdy
Von Andreas Eichhorn.
C. H. Beck, München.
128 S., 7,90 €.

In diesem Monat jährt sich der Geburtstag von Felix Mendelssohn Bartholdy zum 200. Mal. Pünktlich dazu hat der Mendelssohn-Spezialist Andreas Eichhorn einen konzisen Überblick über Leben und Rezeption vorgelegt. Ausgehend von der bewegten Biografie des romantischen Komponisten wendet sich der Autor gegen den häufig vorgebrachten Einwand, dass Mendelssohn



zwar zu Recht als Bach-Wiederentdecker gefeiert würde, als Künstler selbst aber konservativ, fast konventionell geblieben sei. Felix Mendelssohn entstammt einer wohlhabenden Familie, die den wissenschaftlichen und künstlerischen Austausch sucht (so mit Frédéric Chopin, Robert Schumann, Franz Liszt und Richard Wagner). Früh beklagt sich Abraham Mendelssohn scherzhaft, dass er nun immerhin als „Vater von“ wahrgenommen werde, nachdem er zuvor lange nur „der Sohn“ gewesen sei (nämlich der des Philosophen Moses Mendelssohn). Für Felix bleibt er dagegen eine prägende „Über-Ich-Figur“. Mit zwanzig Jahren verlässt der literarisch versierte Musiker sein Elternhaus, um sich „in der Fremde zu bewähren“: Auf den Spuren Shakespeares und Goethes reist er drei Jahre durch England, Frankreich und Italien, spinnt eigene Kontakte und prüft verschiedene Lebensentwürfe. Als der Posten des Leiters der Sing-Akademie in Berlin vakant wird, kehrt Mendelssohn auf Anraten der Eltern zurück, kann sich aber nicht durchsetzen und widmet sich wieder der Komposition. Mit 24 Jahren wird ihm die Stelle des Städtischen Musikdirektors in Düsseldorf angeboten. Und gerade da er, eine Lebensstation weiter, als Leipziger Gewandhauskapellmeister berufliche Erfüllung findet, stürzt ihn der Tod seines Vaters in Depressionen. Als auch seine Schwester Fanny überraschend stirbt, hält Felix Mendelssohn Bartholdy, „gealtert, blass und abgepannt“, mit Ende dreißig seinen Verpflichtungen nicht mehr stand. In kurzer Zeit erleidet er zwei Schlaganfälle und erliegt, zum Ende eines rasanten Lebens und einer ebenso geschriebenen Monografie, mit nur 38 Jahren einem Hirninfarkt.

Johanna Schmeidler